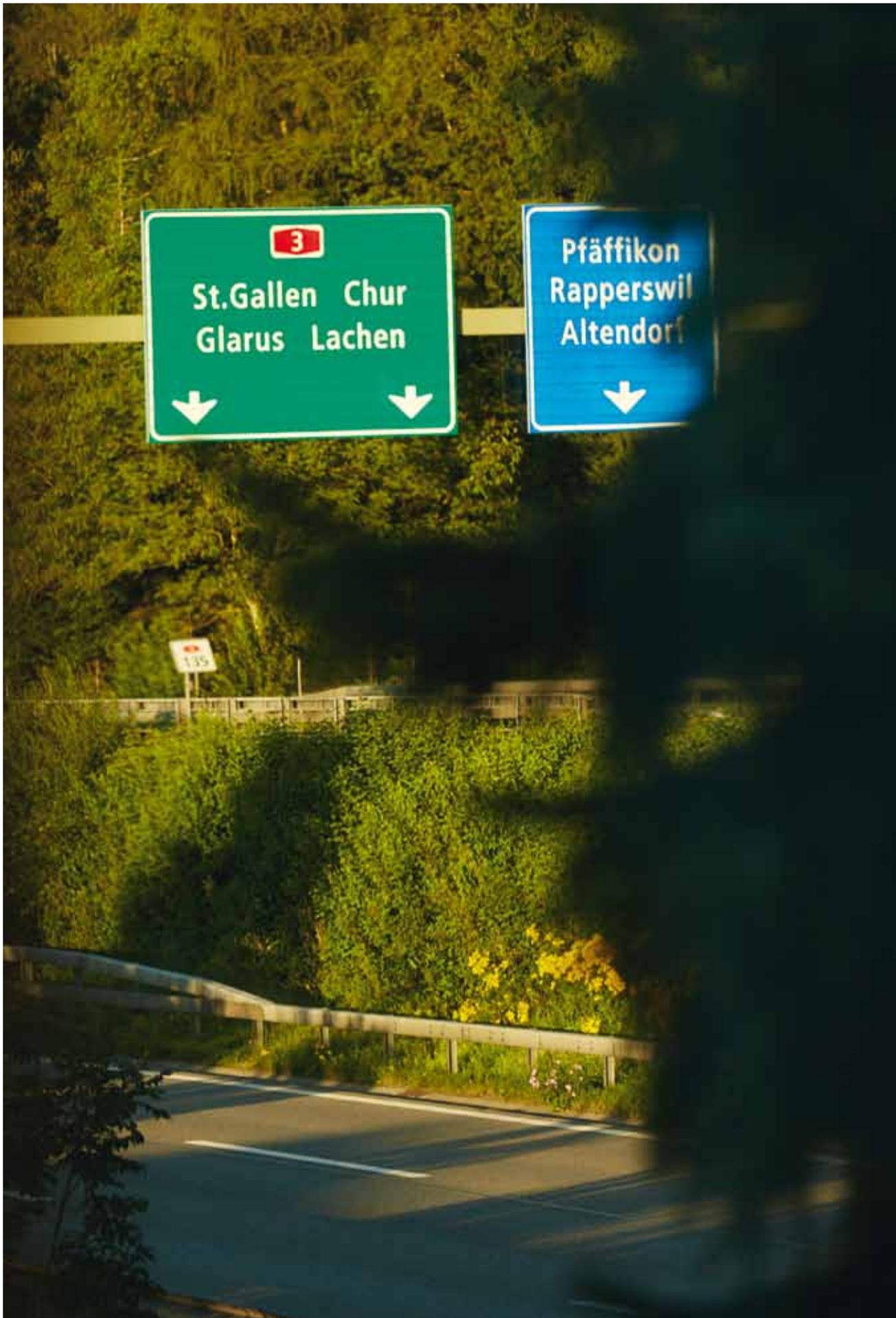


VÖGELEKULTURBULLETIN

ALLES AUSSER GEWÖHNLICH

40 Jahre Vögele Kultur Zentrum

**Visionen, Künstler
und Geschichten**



Zitate zu den Fotos: *Mara Truog, Fotografin*. «Diese Autobahn bin ich wohl am meisten gefahren in meinem Leben – ins Engadin, und immer habe ich das Vögele Kultur Zentrum im Vorbeirauschen wahrgenommen. Nun habe ich den umgekehrten Blick.»



«Die vermeintliche Natur – der Himmel, die Tanne, die Glasfassade – alles verschmilzt an diesem Ort zwischen Autobahn, Shoppingcenter und See.»



«Fokussieren – der Künstler spielt im Gemälde mit dem Stilmittel Unschärfe und ich spiele gleich nochmals damit.»

Werte im Wandel

Monica Vögele

40 Jahre, ein schönes Alter. Oft mit einem Moment der Prüfung und der Vorbereitung in Zusammenhang gebracht. Aber auch ein Alter der Besinnung und des Neubeginns.

Unser Haus, das Vögele Kultur Zentrum, ist somit einen langen Weg der Vorbereitung gegangen. Hat hunderttausende von Besuchern unterhalten, ihnen Neues oder Unbekanntes offenbart, sie zum Staunen und Nachdenken gebracht und sie im besten Fall begeistert. Mit unserem Publikum zusammen sind auch wir immer in Bewegung geblieben. Wir haben uns weiterentwickelt, 2010 einen Neubeginn gewagt und unser Konzept die letzten Jahre weiter geschärft.

Doch jetzt ausruhen ist nicht mein Ding. Jubilieren schon gar nicht. Ich habe mich anfänglich auch dagegen gesträubt, eine Jubiläumsausgabe des Vögele Kultur Bulletin oder gar eine Jubiläumsausstellung zu machen. Irgendwie war und bin ich der Meinung, sich feiern lassen ist nur für den Jubilar selbst von Bedeutung. Aussenstehende leben doch mehr den Moment und nicht die Geschichte, die hinter einer solchen Zahl steht. Und doch: 40 Jahre überzeugtes privates Engagement für Kunst- und Kulturvermittlung sind wohl eine Leistung, auf die zurückzuschauen für den einen oder andern Leser interessant sein mag.

Es waren nicht nur einfache, sorgenfreie Jahre. Es waren auch Prüfungsjahre. Nebst ganz grossen Erfolgen und viel Beachtung gab es ebenso Widerstände, Reibungen, kleine und grössere Alltagssorgen. An all diesen Auf's und Abs sind wir gewachsen. Wir schauten genau hin. Wir blieben uns treu und doch stets neugierig auf Neues. Und ich realisierte, diese Haltung gilt es in der Gesellschaft wieder vermehrt zu verankern: Für seine Werte geradezustehen. Aber auch Pro und Kontra gemeinsam mit vermeintlichen Gegenspielern auszuleuchten und dadurch die Chance auf neue Erkenntnisse zu haben.

Allzu oft versuchen Autoritäten, Ecken und Kanten ihrer Mitbürger abzuschleifen. Sich einmischen wird gar nicht gern gesehen. Doch ohne Einmischung geht es nicht. Denn wenn wir alle bei fragwürdigen Entwicklungen wegschauen, uns kritiklos vom allgemeinen Sog mitziehen lassen oder in der Hoffnung auf Anerkennung und Harmonie zustimmen, dann kehren wir uns ab von der Freiheit, unser Wertesystem, unsere Kultur mitzugestalten. Und das, so bin ich überzeugt, ist nicht, was der Einzelne tatsächlich möchte. Achtsamkeit ist der Schlüssel für die Kehrtwende. Hier setzen auch unsere Ausstellungen an: Sie zeigen auf unterhaltsame Weise unterschiedliche Aspekte eines gesellschaftsrelevanten Themas auf und bieten somit die Grundlage für ein offenes Reflektieren, Abwägen und in der Folge für ein bedachtes Handeln.

Mit dieser Haltung, so hoffe ich, sind wir gut gerüstet, auch die nächsten 40 Jahre eine Plattform zu bieten, auf der humanistische und kulturelle Werte nicht nur diskutiert, sondern auch vermittelt werden. Und so stosse ich in Gedanken nicht auf die vergangenen, nein, auf die kommenden 40 Jahre an!

Monica Vögele ist Präsidentin des Stiftungsrates der Stiftung Charles und Agnes Vögele. Sie leitet das Vögele Kultur Zentrum.



«Tonbildschauen als Zeitdokumente. Ich öffne den Holzschrank, ein Designerstück aus früheren Zeiten, und schlüpfte in eine analoge Welt. Ich mag die ältlich wirkende Farbigeit.»

40 Jahre Vögele Kultur Zentrum

Eine einzigartige Idee bleibt aktuell

5

Werte im Wandel

Monica Vögele

8

Am Puls der Zeit: 40 Jahre Kulturschaffen

Stephanie Ringel

13

Die 40 Jahre auf einen Blick

14

Durchhalten. Neue Ideen entwickeln. Nicht müde werden.

Interview mit Agnes Vögele

17

«So ist es nun mal! kann kein Motto sein»

Interview mit Monica Vögele

23

Wurzeln, die in Taschen spriessen

Heidrun West

29

«Keine Sorge, wird schon schiefgehen!»

Interview mit Theo Wehner

35

Poetische Streifzüge

Die Fotoarbeit von Mara Truog

«Ich wollte kein klassisches Architektur-
bild vom bekannten Eingang machen. Durch
die Abendstimmung, das Licht und den
Ausschnitt wirkt es wie eine Spinne oder
ein Ufo-artiges Ding.»
(Mara Truog zum Titelbild)

35

Wir feiern!

Das Programm
vom 27. November 2016

36

Titelgeschichten

Alle 100 Bulletin-Titel
von 1976–2016

Der Newsletter per Mail: Infos über Führungen, Veranstaltungen und Workshops

Das Vögele Kultur Bulletin per Post: Ausstellungsbegleitende Essays, Hintergrundgeschichten, Kolumnen und Gespräche

Abos bestellen: voegelekultur.ch

Kontakt: Vögele Kultur Zentrum, Gwattstrasse 14, 8808 Pfäffikon SZ, 055 416 11 11, info@voegelekultur.ch

Impressum: Trägerschaft des Vögele Kultur Zentrum und Herausgeberin des Bulletins (Verlag): *Stiftung Charles und Agnes Vögele, CH-8808 Pfäffikon SZ*; Redaktion: *Vögele Kultur Zentrum, Stephanie Ringel Editorial Services*; Autoren: *Christine Loriol, Stephanie Ringel, Mara Truog (Fotografien), Monica Vögele, Heidrun West*; Gestaltung: *Michael Schaepe*; Druckvorstufe: *Lutz Repro AG*; Druck (Climate Partner klimaneutral, ID: 53143-1608-1006): *Theiler Druck AG*; Copyright Texte: *Autoren und Herausgeberin*; Copyright Bilder: *Mara Truog*; erscheint: *September 2016*; Auflage: *12 500 Exemplare*

Am Puls der Zeit

Das Vögele Kultur Zentrum war bei seiner Gründung vor 40 Jahren einzigartig. Charles Vögele ermöglichte eine zukunftsorientierte Kunst- und Kulturförderung, die vom oberen Zürichsee weit in die Schweiz ausstrahlte. Im Kern ist sein Gründergedanke heute immer noch überzeugend. Die Institution bleibt, vor allem seit der Wiedereröffnung 2010, Vorreiter als Beobachtungsstation für Fragen der Zeit.

Stephanie Ringel

An einem Freitagmorgen im August sitzt ein Dutzend Leute im Sitzungszimmer des Vögele Kultur Zentrum und diskutiert das key visual der November-Ausstellung. Kuratoren, wissenschaftliche Mitarbeiter, Szenograf, kurzum alle, die an der nächsten Kulturschau mitarbeiten. Dieses key visual soll auf Plakaten, Einladungskarten und der Titelseite des Bulletins in einem Bild einprägsam darstellen, worum es beim Thema «Scheitern» gehen wird. Monica Vögele genehmigt den Entwurf. Doch Tage später kommen Zweifel daran auf. Wie das eben passieren kann, wenn man über eine kontroverse Idee noch mal schläft. Das Team kritisiert so vehement und anhaltend, dass Monica Vögele die Argumente ernst nimmt, prüft und entscheidet: noch mal neu.

Als Stiftungsratspräsidentin vertritt sie das Vögele Kultur Zentrum nicht nur in der Öffentlichkeit. Auch der Ausstellungsbetrieb liegt in ihrer Hand. Und so steht die Tür zu ihrem Büro im dritten Stock immer offen. Hier sitzt Monica Vögele am Schreibtisch ihres Vaters und gestaltet die Zukunft: Sie diskutiert mit Kuratoren und Kreativen, sucht neue Ideen und Themen, liest alle Texte – egal ob sie im Bulletin, dem ausstellungsbegleitenden Autoren-Magazin, erscheinen oder als Beschreibung neben einem Kunstwerk an der Wand hängen. Sie prüft Titelbilder und Unterzeilen, hinterfragt und motiviert. Lässt sich mitreissen oder bremst. Seit ihrem Kunstgeschichtsstudium in den 1980er Jahren arbeitete die Mittlere der fünf Vögele Nachkommen immer wieder in verschiedenen Funktionen im Haus. Doch erstmals im Jahr 2008 musste sie zusammen mit dem Stiftungsrat eine weitreichende Entscheidung fällen. Das Kulturzentrum hatte nach dem Tod des Gründers zunehmend sein Profil verloren. Eine strategische Neuausrichtung war nötig. Dabei half ein aufmerksamer Blick zurück zu den Anfängen.

Charles Vögele ist Modeunternehmer und mit den Vögele-Bekleidungsgeschäften seit Mitte der 50er Jahre

schweizweit erfolgreich. Nicht nur das. Er ist auch Rennfahrer, liebt die Oper, sammelt Bilder und Antiquitäten. Unternehmer zu sein liegt ihm im Blut. Gleichzeitig ist er überzeugt, dass neben Konsum auch Kultur wichtig für den Menschen ist. Da ihn zunehmend die Kunst fasziniert, reift in ihm der Gedanke, eine «Stätte zu schaffen, die der Erstarrung der Galerie-Idee entgegenwirkt». Er findet, dass Kunst «festgefahren» präsentiert wird. Und das will er ändern durch «dynamisch gestaltete Kunstaustellungen, die Informationen über ein Kunstwerk und seinen Schöpfer in einer Form vermitteln, die den Ausstellungsbesucher fasziniert».

Der Bauherr beauftragt das New-Yorker Architekturbüro CNI (Copeland, Novak, Israel), nach seinen Ideen ein Haus zu bauen, das «architektonisch, ästhetisch, räumlich, funktionell und technisch» einzigartig und topmodern sein soll. Nur elf Monate nach dem Spatenstich weiht der Hausherr in Pfäffikon SZ, im Dreieck zwischen Seedamm, See und Autobahn, auf der damals noch grünen Wiese das neue «Seedamm-Kulturzentrum» ein.

Am Eröffnungsabend, dem 4. November 1976, umgibt sich Charles Vögele, wie immer bei wichtigen Anlässen, mit seinen Kadermitarbeitern. Sie haben an dem Abend die Kleiderordnung des Modehauses Vögele einzuhalten: rosa Rüschenhemd mit violetter Samtjacke; die Damen tragen lange, violette Kleider. Auch wenn sich Vögele mit ganzem Herzen für die Kunst engagiert – sein Unternehmen verliert er nicht aus den Augen. Diese Liebe zum Detail, zum Unverkennbaren, zum Unvergesslichen macht einen grossen Teil seines Erfolgs aus.

«Das Objekt, das wir Ihnen heute vorstellen dürfen, nennen wir Kulturzentrum (...) weil wir hier die Vermittlung von Kultur pflegen wollen», sagt Charles Vögele in seiner Ansprache. Kunstvermittlung – insbesondere an die Jugend – und Kunstförderung sind seine Kernanliegen. «Kulturhäuser können die ihnen zugedachte Funktion erst erfüllen, wenn Mittel und Wege gefunden werden, um jene Bevölkerungskreise zu wecken, die mit den Schätzen der Kultur wenig anzufangen wissen.»



«Gegensätze: das runde Sofa, die spitze Architektur – der Hell-Dunkel-Kontrast.»

Volksbildung durch musische Bereicherung ist sein Ziel, durch Begegnung mit Künstlern, durch Auseinandersetzung mit bekanntem und fremdem Kulturgut. Vor allem die Jugend soll «dem Humanismus verpflichtet werden». Bundesrat Hans Hürlimann betont anlässlich der Eröffnung in seiner Rede vor dem Publikum die Bedeutung dieses Engagements: «Kulturpolitik lässt sich nicht wirkungsvoll betreiben ohne die tatkräftige Mithilfe des privaten Mäzenatentums. (...) Umgang mit Kunst ist ein wesentlicher Bestandteil einer umfassenden Bildung. (...) Kunst lehrt uns schöpferisches Denken, Fantasie und Toleranz.» Kulturzentren könnten helfen, «Schwellenangst abzubauen». Und weiter: «Das Zentrum am Seedamm verspricht dafür ein Vorbild zu werden.»

Tatsächlich ist das Seedamm-Kulturzentrum einmalig zu seiner Zeit. Die etablierten Institutionen sprechen eine Bildungselite an, die sich sowieso aktiv mit Kultur auseinandersetzt. Indessen fühlt sich kein Museumsdirektor in der Schweiz einer humanistisch ausgerichteten, bildungsorientierten Kunstvermittlung für jedermann verantwortlich. Charles Vögeles Wahl für die Eröffnungsausstellung fällt daher auch nicht von ungefähr auf einen Künstler, der von Kulturestablishment und Kunstkritikern verlacht, vom Volk jedoch geliebt wird: Hans Erni. Diesen äusserst schaffenskräftigen Innerschweizer Maler in der Retrospektive «Ein Weg zum Nächsten» auszustellen, ist ein donnerndes Signal an den offiziellen Kulturbetrieb. Jean-Christophe Ammann, seinerzeit noch Direktor des Kunstmuseums Luzern und Kurator der ersten Ausstellung, nennt den Künstler offen eine «Konfliktperson», an der sich «die Geister scheiden». Die Erni-Schau soll drei Wochen dauern. Sie begeistert so sehr, dass die Macher die Ausstellung um 14 Tage verlängern. Am Ende sehen 30 000 Besucher Ernis Werke.

Die Kunstkritik schaut dem Treiben am oberen Zürichsee zunächst zu. Man vermutet im Kulturzentrum das Spielzeug eines ehrgeizigen ehemaligen Autorennfahrers, der nun in der Kultur neue Lorbeeren suche. Im Sommer 1977 empören sich schliesslich zwei Journalisten. Peter Killer und Fritz Billeter, beides Kunstkritiker beim «Tages-Anzeiger», beklagen die «Verbrüderung von Kunst und Kommerz», dass die «Qualitätserwartungen nur beschränkt erfüllt werden konnten», und schliesslich sei die jüngste Ausstellung im Haus eine «harmlos-ansprechende Malerei für sonnige Gemüter und daher eine zufällige Wahl für eine unnötige Ausstellung».

Das sitzt. Dieser Artikel bildet den Auftakt für eine mit spitzer Feder geführte, konstruktiv-kritische Auseinandersetzung zwischen den beiden Journalisten und dem

Unternehmer. Sie liefern sich in langen Texten wortgewaltig öffentliche Auseinandersetzungen. Charles Vögele scheut nicht, die Angriffe in seinem «Seedamm-Kulturzentrum Bulletin» vom ersten bis zum letzten Satz abzudrucken. Und seine Erwidern gleich dazuzustellen. So etabliert er von Anfang an eine offene Streitkultur mit dem Ziel, dass der Gedankenaustausch seiner Vision dient.

Vögele verwandelt Kritik in positive Kraft. Er gesteht ein, dass sein Ziel, für die Jugendbildung didaktisch wegweisendes Material anzubieten, noch nicht erreicht sei. Auch wenn er neue Medien wie Tonfilme, Diaschauen, Videoaufzeichnungen zur Vermittlung einsetze. Er überzeugt Peter Killer, statt aus der Ferne zu kritisieren, doch bei seinem Kulturzentrum mitzumachen. «Da Peter Killer höchstpersönlich in Zusammenarbeit mit Curt Burgauer die für Frühjahr 1978 geplante Ausstellung «Kunst der Wurzel – Wurzel der Kunst» konzipiert, darf man wohl hoffen, dass wir bald zu einem wegweisenden Beispiel kommen.»

Die verbalen Attacken zwischen Vögele und Billeter dauern indes an. Sie enden erst, als dem Chefredakteur des «Tages-Anzeiger» die Geduld ausgeht und er beide auffordert, sich zusammzusetzen. Charles Vögele versteht es auch in diesem Fall, den Kritiker auf seine Seite zu holen. Und so kommt es, dass Fritz Billeter und Peter Killer neben dem pädagogischen Leiter Norbert Lehmann zu tragenden Pfeilern im Seedamm-Kulturzentrum werden: als Ausstellungsmacher, als Autoren von Kunstbüchern und Aufsätzen im Bulletin sowie als verantwortliche Kuratoren für den Aufbau der hauseigenen Seedamm-Kulturzentrum-Kunstsammlung «Moderne Kunst – unsere Gegenwart».

Dieses Vorgehen ist für Charles Vögele exemplarisch. Er hat sich nie als Einzelkämpfer verstanden. Sein humanistisches Menschenbild prägt ihn nicht nur inhaltlich als vielseitig interessierten Menschen, sondern auch im Umgang mit anderen und macht ihn zu einem genialen Netzwerker. Von Anfang an trägt er seine Vision nicht nur zu den Besuchern. Sein Anliegen strahlt in die Politik, zu befreundeten Unternehmern, zu seinen Kritikern, in die etablierte Kunstwelt aus. An den Vernissagen halten Bundesräte die Eröffnungsansprachen. Im Publikum sitzen lokale Politiker neben den Künstlern der jeweiligen Ausstellung. Vögele veranstaltet Podiumsdiskussionen, zum Beispiel zum Thema: «Was ist mit den Museen in der deutschen Schweiz los?» Das Gespräch moderiert Charles Clerc, renommierter Tagesschausprecher beim Schweizer Fernsehen. Es debattieren Guido Magnaguagno,

damals Leiter des Museums Tinguely in Basel, Christoph Vitali, damals Direktor am Haus der Kunst in München und später langjähriger Direktor der Fondation Beyeler in Riehen, Ulrich Loock als Leiter des Kunstmuseums in Luzern und der Künstler M.S. Bastian.

Mit solchen Momenten setzt das Seedamm-Kulturzentrum Extra-Impulse. Selbst das Ausstellungsprogramm definiert Charles Vögele selbst. Sein Themenspektrum reicht von «Renaissancekunst» bis «Weihnachtskrippen gestern und heute», von Alois Carigiet (der wochenlang jeden Tag ins Haus kam und mit den Kindern zeichnete) über Dalí bis zur Performancekunst. Käthy Christen, seine persönliche Sekretärin, befördert er bei der Eröffnung des Kulturzentrums kurzerhand zu dessen Leiterin und verantwortlichen Redaktorin des Bulletins, jener Publikation, die das Kulturzentrum seit seiner Gründung herausgibt und die bis heute eines der in der Schweiz meistgelesenen Kulturmagazine ist.

Kurz vor dem 20. Geburtstag des Seedamm-Kulturzentrums erhält Charles Vögele zum ersten Mal eine öffentliche Ehrung. Der Regierungsrat und die Kulturkommission überreichen ihm den «Kulturpreis des Kantons Schwyz». Regierungsrätin Margrit Weber-Röllin würdigt seine Verdienste in der Kunst- und Kulturförderung sowie der Kunsterziehung: «Durch Ihr offenes Kulturhaus und Ihre Grosszügigkeit unterstützen Sie die grosse Bildungs- und Erziehungsaufgabe, nämlich wichtige menschliche Eigenschaften zu fördern, Gedanken anderer aufzunehmen, Gefühle anderer nachzuempfinden, Geduld mit anderen Meinungen zu haben, auf Neues neugierig zu sein und Wertvorstellungen auszubilden.» Auf den wenigen Fotografien, die von diesem Abend im Juni 1995 erhalten sind, lächelt Charles Vögele zurückhaltend. Scheinwerferlicht mag er nicht. Er gilt, trotz seines eisernen Willens und dem unbändigen Tatendrang, als äusserst zurückhaltend, ja schüchtern. Ein langjähriger Wegbegleiter ist Christoph von Tavel. Der Direktor des Kunstmuseums Bern amte als erster Beirat am Seedamm-Kulturzentrum.

In seiner Laudatio zeichnet er das feine Bild eines scheuen Einzelgängers. «Im Unterschied zu den meisten anderen Kunstförderern bedeuten Ihnen Trends, Gewohnheiten, Konventionen nichts, ebenso wenig wie die Haute Volée der Gesellschaft, die sich mit Kunst und Künstlern zu umgeben liebt.» Lieber trifft sich Vögele Samstag morgens mit Willy Rotzler, Präsident der Kulturkommission der Stadt Zürich, zu Nachhilfestunden und weitet behutsam und beharrlich seinen Blickwinkel für die zeitgenössische Kunst.

Gleichzeitig beschreibt von Tavel Charles Vögele als aufmerksamen Beobachter, der schon längst erkannt habe, dass in nicht allzu ferner Zukunft die Verbesserung der Lebenskultur wichtig werde. Fortschritt, der sich nicht in materiellen, sondern in ethischen Werten ausdrücke. «Es sind die kulturellen Werte – im weitesten Sinne des Wortes – die nach der Konsum-Ära dieses Jahrhunderts zu einem wesentlichen Bedürfnis der menschlichen Gesellschaft werden dürften.»

Charles Vögele kann nach dieser Ehrung noch sieben Jahre die Geschicke des Kulturzentrums in seinem Sinn lenken. Als Unternehmer zieht er sich 1997 zurück und verkauft seine Charles Vögele Holding. Das Kulturzentrum hingegen überführt er 1998 in eine Stiftung, um den Fortbestand des Hauses zu sichern. Ausserdem kauft er das zu dem Zeitpunkt nur gepachtete Grundstück, auf dem das Seedamm-Kulturzentrum errichtet ist. «Mein Ziel ist, dass hier nicht nur eine regionale Kulturstätte weiterlebt, sondern ein eigentliches Zentrum für Kunsterziehung und Museumspädagogik entsteht.»

Sein Herzensprojekt, die lange ersehnte und über zehn Jahre angebaute Ausstellung über Carl Spitzweg, erlebt er nicht mehr persönlich. Wenige Monate vor der Eröffnung stirbt er am 21. April 2002 zu Hause an akutem Herzversagen. Sein Tod markiert einen tiefen Einschnitt für das Kulturzentrum. Der Spiritus Rector fehlt. Ende 2003 geht Norbert Lehmann in Pension, nachdem er seit 1976 pädagogischer Berater war und seit 1987 verantwortlicher Direktor des Hauses. Auf ihn folgt Andreas Meier, ein erfahrener Museumsdirektor, zuletzt am Centre Pasqu-Art in Biel. Zwar pflegt Meier das eingespielte Netzwerk rund um das Seedamm-Kulturzentrum weiter, doch inhaltlich entwickelt sich das Haus unter seiner Leitung mehr und mehr zu einem klassischen Ausstellungsbetrieb mit akademischer Note. Das Bulletin verliert die persönliche Prägung, die es mit den kontroversen Statements in der Kulturvermittlung hatte. Üblich werden allgemeine kunsthistorische Betrachtungen und schwer verständliche Künstlerinterviews. Kurzum, es geschieht, was der Gründeridee radikal zuwiderläuft: Das Seedamm-Kulturzentrum wird elitär. Überdies leidet das Haus an Konkurrenz, da im Grossraum Zürich unzählige Galerien, Museen, Kunsteinrichtungen die Kulturlandschaft mit gleichen Themen belebt haben. Im Jahr 2008 entscheidet sich der Stiftungsrat daher für eine Kehrtwende.

Das Haus schliesst für 14 Monate. Das bisherige «Seedamm-Kulturzentrum» verwandelt sich ins neue «Vögele Kultur Zentrum». Es soll baulich und inhaltlich neu ausgerichtet werden – um es im Sinn des Stifters der Zeit

anzupassen und wieder neu zu positionieren. Das Ausstellungsgebäude von 1976 gilt längst als herausragender Bau in der Schweizer Architekturlandschaft. Doch im Inneren ist der einst als Galerie geplante, bananenförmige Raum bis zur Unkenntlichkeit verbaut. Alles nachträglich Hinzugefügte soll raus, damit die Halle wieder strahlen kann.

Inzwischen hat Monica Vögele als Stiftungsratspräsidentin das Zepter übernommen. Sie will, genau wie ihr Vater, etwas bewegen und beauftragt im Namen des Stiftungsrates einen ausgewiesenen Kulturspezialisten mit der inhaltlichen Neuausrichtung: Martin Heller, ehemaliger Direktor der Schweizerischen Landesausstellung Expo.02. Er empfiehlt, dass sich das Kulturzentrum auf jene Werte konzentriert, die seit den Anfängen das Haus bestimmt haben: Verbundenheit mit dem Leben, Ausstrahlung durch Inhalte, Wertschätzung jeder Form von Vermittlung – und zwar an einem «Ort, der jede Einschüchterung durch kulturelles Pathos vermeidet».

Und so schlägt er vor, das Kulturzentrum zu einer «Beobachtungsstation für Fragen der Zeit» zu machen. Zweimal im Jahr sollen Themen der Gegenwart aufgegriffen und in neue, überraschende und aussagestarke Zusammenhänge gebracht werden. «Kultur ist dabei das seismographische Instrument, das gesellschaftliche Erschütterungen zuallererst registriert und abbildet.» Ziel ist nun, nicht mehr nur Kunst und Kultur zu zeigen – als Anhäufung von interessanten Gegenständen. Sie sollen zu einem Erlebnis verdichtet werden. In Erzählungen, die zu gedanklichen und sinnlichen Forschungsreisen und Entdeckungsfahrten einladen. Martin Heller sagt: «Ausstellungen sind Erzählungen für die Augen.»

Neu geht es also darum, mit allen Sinnen und wachem Geist die heutige Welt zu verstehen, gesellschaftliche Themen aufzunehmen und zum Nachdenken anzuregen. Die ersten Ausstellungen sind noch eine Annäherung an die neue Idee, auf «Wir Manager!» folgen «going Bananas», «halbzeit», «Abwehr» und «Von hier nach dort».

Doch so richtig zeigt das neue Konzept seine Strahlkraft erst 2013 in der Schau über «Verantwortung». Monica Vögele schreibt im Editorial des Bulletins zu dieser Ausstellung: «Ein Ziel, das wir uns mit der Neuausrichtung vor drei Jahren gesetzt haben, ist die Achtsamkeit im Alltag zu fördern. Wir können nicht von einem System – Wirtschaft, Politik, Gesellschaft – verlangen, verantwortungsvoll zu handeln, wenn wir es im Einzelnen, Kleinen, ganz Persönlichen nicht tun. Denn WIR sind schliesslich das System.»

Daraus ergibt sich die neue Rolle des Vögele Kultur Zentrum als kulturelle Institution: «Wir werden unseren Besuchern nie vollumfängliche Erklärungen oder gar fertige Lösungen liefern. Wir können nur unterschiedliche Aspekte eines Themas aufgreifen, beleuchten und für den Betrachter verständlich machen.»

Damit steht das Vögele Kultur Zentrum wieder in der Tradition des Seedamm-Kulturzentrums. Monica Vögeles Vater trieb Bildung für die Massen voran und ist darin durchaus vergleichbar mit Gottlieb Duttweiler, dem Migros-Gründer. Ein kulturmissionarischer Zug ist der Tochter allerdings fremd. Ihr Angebot heisst «Besser verstehen». Sie hat allerdings genauso den Mut, sich für eine Sache einzusetzen, die ihr am Herzen liegt. Mit Geld und Verstand, Sturheit, wenn nötig, und Klugheit. Die Stärke des familiär geprägten Hauses war und ist, dass es eine Vision verfolgt und Beständigkeit lebt. Hier wird nicht einfach «hingeschmissen», wenn ein besserer Job woanders ruft. Nicht vom Chef und nicht vom Team. Nachdem es in der Schweiz weiterhin keine andere Einrichtung gibt, die das in dieser Form lebt, bleibt das Vögele Kultur Zentrum einzigartig.

Stephanie Ringel (*1970) ist Journalistin, Autorin und Blattmacherin für Magazine. Sie liebt es, Fragen zu stellen und Geschichten zu hören. Für das Vögele Kultur Bulletin leitet sie die Redaktion. www.stephanieringel.com

40 Jahre Vögele Kultur Zentrum auf einen Blick

1976

4. November. Einweihung des Seedamm-Kulturzentrums mit einer Ausstellung von Hans Erni.

1977

Inhaltliche Vision für das Seedamm-Kulturzentrum: Kunstvermittlung, insbesondere an die Jugend, und Förderung junger Schweizer Künstler. Kultur- und Kunstspezialisten attackieren Charles Vögele. Der Unternehmer holt die Kritiker ins Team und baut ein Netzwerk externer Fachleute auf, die ihn inhaltlich unterstützen.

1981

Im Seedamm-Kulturzentrum finden regelmässig grosse monografische Ausstellungen statt. Die Schau zu Ferdinand Hodler zum Beispiel wird ein Publikumsmagnet. Ziel ist jeweils, bedeutende nationale und internationale Künstler in der Region vorzustellen. Daneben prägen thematische und kulturhistorische Ausstellungen das Programm. Lehrmaterialien dazu erhalten die Schulen umsonst; die ebenfalls kostenlosen Führungen und Workshops für Schüler sind begehrt.

1986

Norbert Lehmann, bislang pädagogischer Berater, folgt auf Käthy Christen. Sie hatte das Kulturzentrum in der ersten Dekade geleitet.

1991

Die Ausstellung über Albert Anker, den Maler der vorindustriellen bäuerlichen Idylle, erzielte mit 47 658 Besuchern einen Rekord.

1995

Kulturpreis des Kantons Schwyz für Charles Vögele. Er wird «für sein hohes persönliches Engagement im Dienst der Kultur und Kunst» ausgezeichnet.

1998

Gründung der Charles und Agnes Vögele Stiftung mit dem Ziel: das weitere Bestehen des Seedamm-Kulturzentrums in Zukunft zu gewährleisten.

2000

Einweihung Erweiterungsbau neben der «Banane» – wie das Seedamm-Kulturzentrum wegen seiner Grundrissform liebevoll genannt wird.

2001

Zum 25. Jubiläum diskutieren international bekannte Schweizer Museumsexperten und Künstler die Frage: «Was ist mit den Museen in der deutschen Schweiz los? Sind die Macher am Ende?» Immer wieder lud der Hausherr Experten zu Podiumsgesprächen, um Bildung und Vermittlung von Kultur kritisch zu hinterfragen und Impulse zu geben.

2002

Der Unternehmer und Mäzen Charles Vögele stirbt am 21. April zuhause an akutem Herzversagen.

2003

Norbert Lehmann wird pensioniert, Andreas Meier übernimmt als neuer Direktor das Kulturzentrum.

2006

Videos und Performances zeigen neue Darstellungsformen der Kunst.

2009

Denkpause. Strategische Neuausrichtung und Umbau.

2010

Wiedereröffnung unter der Leitung von Monica Vögele. Das Seedamm-Kulturzentrum heisst jetzt Vögele Kultur Zentrum. Es soll eine «Beobachtungsstation für Fragen der Zeit» sein.

2016

Das Kulturzentrum feiert sein 40-jähriges Bestehen. Seit 1976 wurden mehr als 140 viel beachtete Ausstellungen realisiert.

Durchhalten. Neue Ideen entwickeln. Nicht müde werden.

Sie war von Anfang an dabei und hörte jede neue Idee als Erste: Agnes Vögele, die Witwe von Charles Vögele erinnert sich daran, wie sie zusammen mit ihrem Mann die Idee von Kultur auf dem Land vorangetrieben hat.

Interview: Stephanie Ringel

Agnes Vögele, Sie sind heute 80 Jahre alt und haben mit Ihrem Mann Charles Vögele das Kulturzentrum aufgebaut. Woran erinnern Sie sich besonders?

An all die Künstlerkontakte. Ich war nicht immer, aber bei vielen Gesprächen dabei. Mit Hans Erni waren wir schon vor dem Bau des Kulturzentrums in Kontakt. Er war damals sehr umstritten, aber mein Mann hat an ihn geglaubt. Die beiden sind oft in Feusisberg gewandert und haben philosophiert. Dabei ermutigte er meinen Mann auch, bei der Namensgebung kühner zu sein. Das sei doch keine Galerie, die er da bauen wolle, sondern ein Kulturzentrum! Bis zu Hans Ernits Tod hatte ich Kontakt mit ihm. Auch Alois Carigiet war oft bei uns. Er und Erni haben sich zum Beispiel so manches Mal im Kulturzentrum getroffen und ausgetauscht.

Auch Sie haben einmal eine Ausstellung kuratiert: «Mode und Kunst. Kleider machen Leute», das war im Jahr 2000. Wie kam es dazu?

Das war keine so glückliche Idee. Ich bin da eher rein-gerutscht... Herr Lehmann, unser langjähriger Direktor hat mich angefragt, weil es um Mode ging und ich mich auskannte. So habe ich bei der Konzeption mitgearbeitet, das Editorial im Bulletin geschrieben und vor allem geholfen, die Exponate auszusuchen und zu beschaffen.

Wie haben Ihr Mann und Sie im Alltag zusammengearbeitet?

Ich war in unserem Geschäft sehr eingebunden. Als Verantwortliche für den Einkauf reiste ich viel auf Messen, besuchte Fabrikanten in der Schweiz und im Ausland, überlegte mit dem Team, was wir als Nächstes anpacken wollen. Wir haben über Modelle entschieden, Stoffe ausgesucht, die Grössen bestimmt – damit war ich voll und ganz eingebunden.

Und dann kam auch noch das 6. Kind...

Genau, mein Mann hat manchmal gesagt, das Kulturzentrum sei sein 6. Kind. Ich habe für ihn dort die Buchhaltung nach der Gründung der Stiftung gemacht. Er war

vorwärtstrebend, hatte immer neue Ideen. Darüber hat er viel mit mir gesprochen, weil ich ihn stets gezwungen habe, alles definitiv und zu Ende zu denken. Danach schrieb er ein Exposé und überliess nichts dem Zufall – sondern oft mir. Um Details hat er sich nicht gekümmert. Entweder bin ich gesprungen oder habe ihn gebremst. Von meinen Eltern kannte ich das auch nicht anders. Wir hatten in Sargans einen Bauernhof. Von ihnen habe ich gelernt, dass Arbeit wichtig ist. Was es auch sei, man macht es richtig und hört nicht auf halber Strecke auf.

Hat Ihr Mann mit Stolz auf das zurückgeschaut, was er im Kulturzentrum erreicht hat?

Es war nicht seine Art, sich auf Lorbeeren auszuruhen. Er spürte Genugtuung. Aber schnell hat er wieder etwas Neues gesucht und ist vorwärtsgegangen.

Gehen Sie noch oft ins Kulturzentrum?

Mein Schreibtisch steht noch dort. Aber seit ich vor vier Jahren krank war, habe ich alle Aufgaben abgegeben. Zu den Vernissagen gehe ich immer, manchmal nehme ich an Führungen teil oder schaue einfach mal rein.

Jetzt ist Ihre Tochter Monica verantwortlich. Dachten Sie jemals, dass sie das Erbe ihres Vaters weiterführt?

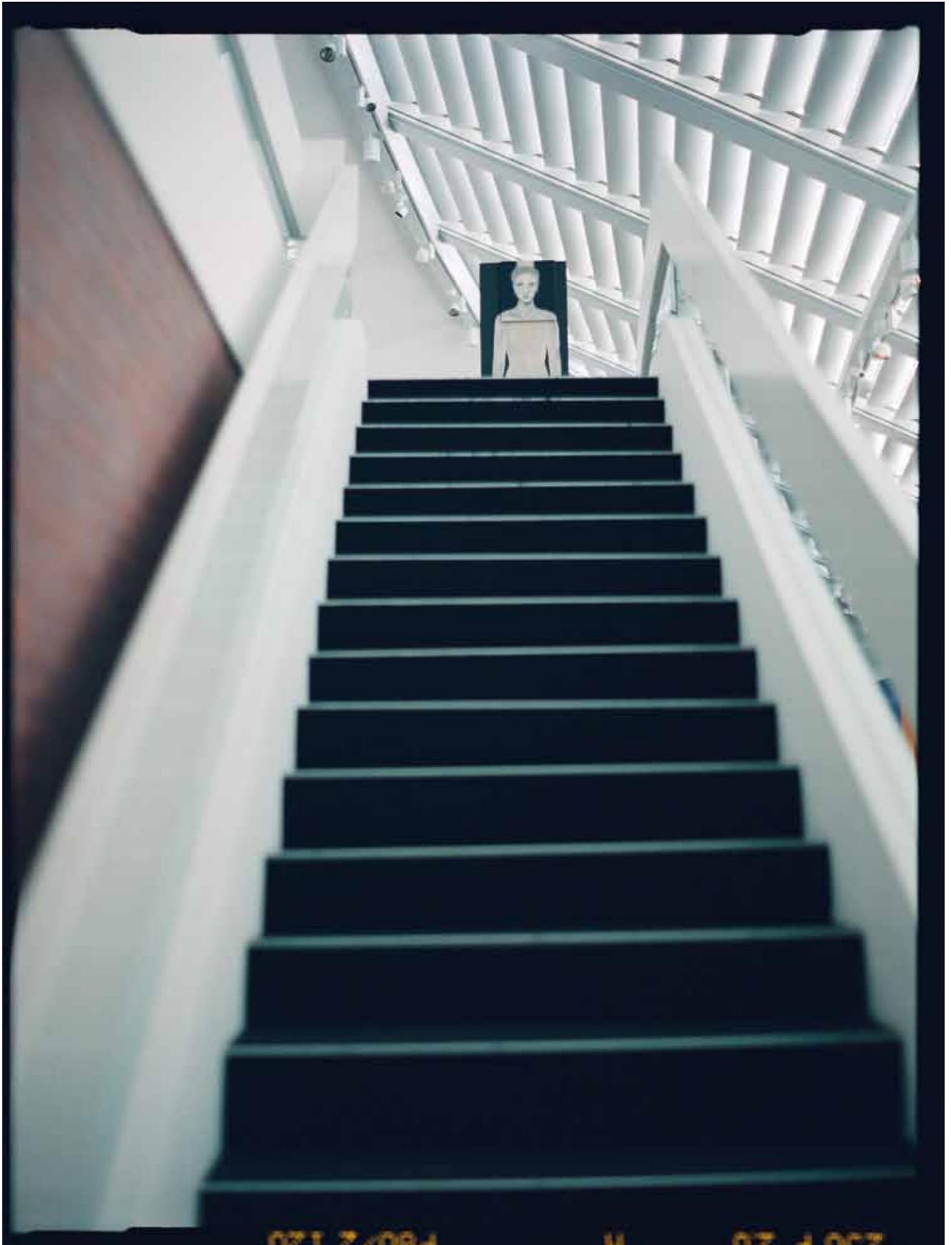
Sie wurde nach dem plötzlichen Herztod meines Mannes in den Stiftungsrat berufen. Da sie Kunstgeschichte studiert hatte, lag es auf der Hand, dass sie übernimmt. Sie kann sich behaupten, ist diplomatisch, spricht mit allen. Sie arbeitete, genau wie Charles, der ja als junger Mann eine eigene Werbeagentur in Bern hatte, in der Werbung und weiss, wie man Themen auf den Punkt bringt.

Welchen Wunsch geben Sie ihr mit auf den weiteren Weg?

Durchhalten. Neue Ideen entwickeln. Nicht müde werden. Manche Projekte muss man jahrelang verfolgen, um zum Ziel zu kommen. Dass die Besucher in Zukunft weiterhin in die Ausstellungen strömen und es sich lohnt, sich dafür anzustrengen.



«Charles Vögele empfängt mich am Besuchereingang. Nur noch ein Auge ist scharf und das andere leuchtet wie eine Paillette.»



«Das Kunstwerk steht wie eine Zielscheibe im Mittelpunkt und wird zugleich von der Architektur dominiert.»

«So ist es nun mal! kann kein Motto sein»

Monica Vögele setzt fort, was ihr Vater begann. Seit 2008 leitet sie das Vögele Kultur Zentrum und will mit den Ausstellungen vor allem eins erreichen: Dass wir unser Handeln im Alltag aufmerksamer hinterfragen. Ein Gespräch über Verantwortung und Glück und warum das Erbe manchmal eine Bürde ist.

Interview: Stephanie Ringel

Monica Vögele, erinnern Sie sich eigentlich noch an den Spatenstich zum Seedamm-Kulturzentrum?

Daran leider nicht, aber an die ganze Atmosphäre rund um die Entstehung. Ich war damals 15 Jahre alt, ging in Fribourg aufs Gymnasium und war die meiste Zeit gar nicht zu Hause. Aber wenn ich heim kam, war das Thema Kulturzentrum allgegenwärtig. Rückblickend sehe ich, wie sehr es meinen Werdegang geprägt hat. Ich wollte eigentlich Modezeichnerin oder Dekorateurin werden. Durch die Gespräche mit meinem Vater, der ein grosser Ästhet war und sich für Kunst und Musik begeisterte, näherte ich mich immer mehr den schönen Künsten. Meine Eltern waren aber auch überzeugt, dass der unternehmerische Erfolg Verantwortung mit sich bringt. Der Vögele-Firmensitz war damals in Rapperswil. Auf dem angrenzenden Seedamm treffen am Dreiländerstein die Kantone St. Gallen, Zürich und Schwyz aufeinander. Mein Vater stellte sich vor, dass dieser Knotenpunkt geographisch der richtige Ort sei, um seine Idee von Kunstvermittlung – insbesondere an die Jugend – und Kunstförderung in die Region ausstrahlen zu lassen.

Was lieben Sie an diesem Ort?

Dass er die Verkörperung der Vision meines Vaters ist. Ausserdem beglückt mich die Sicht auf den See. Wenn ich im Kulturzentrum am Fenster stehe, kommen viele Erinnerungen hoch. Ich sehe den Hang, wo mein Elternhaus stand, ich erinnere mich, wie ich als Schülerin mit dem Fahrrad über den Damm radelte, und ich blicke auf die Altstadt von Rapperswil, in der ich als junge Mutter wohnte.

Heute arbeiten Sie im Kulturzentrum am Schreibtisch Ihres Vaters.

Ja, er hat täglich an diesem Tisch gegessen. Jeder Winkel in seinem Büro war perfekt organisiert, mit Schubladenkorpi für Klarsichtmäppchen, für Blöcke und Couverts. Er hat sie auf Mass anfertigen lassen und genau berech-

net, wie gross welches Fach sein muss. Alles war nach Prioritäten und Unternehmenszweig eingeteilt. Ich liebe das und habe irgendwann festgestellt, dass ich es bei mir zuhause im Büro ja genauso gestaltet habe. Es wird mir eh immer bewusster, wie ähnlich ich meinem Vater bin. Nicht nur die gleichen Leidenschaften habe ich geerbt, sondern auch seinen Gerechtigkeitsinn und die tiefe Abneigung gegen ein Wertesystem, das auf rein finanziellem Erfolg aufbaut.

Das könnte man jetzt fast ironisch verstehen.

Ja, könnte man. Denn er war sehr erfolgreich, weshalb wir privilegiert leben können. Und trotzdem bin ich überzeugt, dass es heute zu oft und zu viel um Wachstum und Geld geht. Den Vorwurf «Du hast alles. Du kannst leicht predigen» kenne ich, und ich weise ihn zurück.

Und deshalb ist Ihre Überzeugung: Man muss geradestehen für das, was einem wichtig ist und wovon man überzeugt ist?

Richtig. Leider wird man zu oft nur an dem gemessen, was man besitzt. Ich erzähle Ihnen ein Beispiel. Als Tochter von Charles Vögele war es für mich Pflicht, morgens als Erste im Büro zu sein. Mein Vater begann gegen vier Uhr in der Früh. Ich hatte spätestens um halb sieben da zu sein. Sonst könnte man in der Belegschaft ja sagen: Die kommt und geht, wann sie will. An Weihnachten musste ich als Letzte das Haus verlassen. Jahrelang habe ich keine Ferien gemacht, sonst hiess es: Ach, ist das Fräulein Tochter weg? Wir hatten Pünktlichkeit, Disziplin, Pflichtbewusstsein, Vorbildsein zu leben. Mein Kunstgeschichtsstudium habe ich selbst finanziert – durch Wochenenddienst im Seedamm-Kulturzentrum und einer Teilzeitstelle auf einer Bank. Meine Eltern vertraten den Standpunkt: Beweise, dass du das wirklich willst – und bezahle selbst. Wichtig ist, das habe ich dabei gelernt, dass jeder – ob finanziell privilegiert oder nicht – eine Haltung haben und für gesellschaftliche Werte geradestehen sollte.

Wie können Sie sich als Einzelne in diese Gesellschaft einbringen? Sollen wir uns mehr für unsere Ideale engagieren?

Unserer Gesellschaft fehlt meiner Meinung nach Achtsamkeit. Bewusst auf das eigene Leben zu schauen und auf seine Taten. Wer zu sich selber gut ist, ist es auch zu anderen. Da kommt wieder die Ästhetik ins Spiel, und zwar eine innere Ästhetik. Sie steht für mich für Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Wahrheit. Wenn Anliegen von Menschen über Menschen beachtet werden, dann bin ich zufrieden. Mir ist die östliche Philosophie sehr nah. Man sagt: Westliche Wissenschaft ist eine Aussenschau, östliche hingegen eine Innenschau, nur beides zusammen macht den Menschen komplett.

Die Achtsamkeit als Thema unserer Zeit prägt auch das neue Konzept des Vögele Kultur Zentrum. 2008 haben Sie das Haus für 14 Monate geschlossen. Was war damals los?

Unser ursprüngliches Konzept hat nicht mehr funktioniert. Im Grossraum Zürich gab es zwischenzeitlich ein unglaubliches Angebot von Museen, Galerien, Kulturinstitutionen. Die Schulen hatten immer weniger Budget für spontane Ausflüge. Und die Kriterien «auf grüner Wiese» und «gut erreichbar» hatten sich überholt. Zudem brauchte das Gebäude einen Frischekick, technisch wie optisch.

Sie mussten eine neue Marktlücke finden?

Allerdings. Wir haben Martin Heller beauftragt, ein Neukonzept auszuarbeiten. Zusammen mit ihm keimte die Idee, gesellschaftsrelevante Themenausstellungen zu zeigen.

Und dieses Konzept ist bis heute gültig?

Wir haben es geschärft. Ich finde, wenn wir schon diese Spielwiese haben, um Themen ins Bewusstsein der Menschen zu bringen – dann machen wir es klar und deutlich. Unsere Welt wird immer komplexer. Also richtet das Kulturzentrum den Scheinwerfer auf verschiedene Facetten von Fragen unserer Zeit. Unsere letzte Ausstellung hiess «Identität». Der Besucher beschäftigt sich automatisch mit sich selbst, wenn wir fragen: Wer bin ich? Was kann ich wissen, was soll ich tun, was darf ich hoffen? Ich möchte in jeder Ausstellung das Thema so präsentieren, dass sich der einzelne Mensch angesprochen fühlt. Er soll auf sich selbst zurückgeworfen werden und möglichst keine Chance haben, sich aus der Verantwortung zu ziehen. «So

ist es nun mal..., die Politik macht halt..., die Wirtschaft verlangt eben...» kann kein Motto sein.

Wenn jeder aufrichtig seine eigene Haltung hinterfragt...

...und achtsam ist, dann wirkt sich das auf die Gesellschaft als Ganzes aus.

Was kann die Kunst dabei leisten?

Jeder hat zur Kunst einen anderen Zugang. Die einen geniessen sie. Die anderen stören sich an ihr. Die Dritten hinterfragen sie. Die Vierten hinterfragen den Künstler, die Fünften, warum es Kunst überhaupt gibt. Die Kunst berührt also auf verschiedenen Ebenen. Künstler, die wir in unseren Ausstellungen zeigen, haben in ihrem Werk zum Ausdruck gebracht, was sie bewegt, umtreibt, anstösst. Wir achten darauf, dass der Künstler aus eigenem Antrieb eine Facette unseres Themas interpretierte, dass also nicht einfach eine freie Interpretation unsererseits das Werk für unsere Ausstellung legitimiert. Zum Werk stellen wir immer eine ausführliche Bildlegende. Die muss keiner lesen, man darf auch vor dem Werk stehen und es einfach auf sich wirken lassen. Aber wenn sich jemand näher interessiert, bieten wir Hintergrundwissen an. Dieses «offen lassen» ist mir wichtig. Ich möchte unseren Besuchern nichts vorschreiben. Oder ihnen sagen, mit welcher Erkenntnis sie die Ausstellung verlassen sollen. Ich möchte nur zurufen: Denk nach! Sei zu Dir und zu Deinem Leben achtsam!

Wie kann das Vögele Kultur Zentrum in Zukunft zu reden geben und vielleicht auch einmal provozieren?

Ich wünsche mir eine Beobachtungsstation für Fragen der Zeit. Eine Plattform für inspirierte Diskussionen. Wir bieten Informationen, sind nicht dogmatisch, nicht missionarisch – wir regen an. Auf dass jeder Besucher sein Handeln und sein Sein bewusst hinterfragt und daraus für sich und sein Leben – und das wäre besonders befriedigend – Handlungsalternativen ableiten kann.

Sie sind auch Herausgeberin des Vögele Kultur Bulletin. In dem Magazin schreiben Publizisten, Wissenschaftler, Autoren unserer Zeit. An wen richten Sie sich mit diesem Heft?

Das Bulletin erscheint seit unserer ersten Ausstellung 1976. Wir haben über die Jahre 100 Ausgaben zusam-

mengestellt und drucken es mittlerweile in einer Auflage von 13 000 Exemplaren. Es richtet sich zum einen natürlich an unsere Ausstellungsbesucher, zum andern aber auch an jeden soziokulturell interessierten Menschen, den das jeweilige Thema anspricht. Wir versuchen in jeder Ausgabe Hintergrundwissen, Meinungsstücke und Unterhaltung zu liefern. Wir wollen nicht gefallen. Aber wir wollen anstossen.

Ihre Tochter Andrina schreibt auch fürs Bulletin. Wird sie einmal Ihre Rolle übernehmen?

Ich konnte selber wählen, welchen Weg ich gehen will. Und diese Freiheit soll auch sie haben. Das ist mir sehr wichtig. Mein Motto heisst: Tu, was dir Freude macht, dann machst du es gut. Das habe ich ihr vorgelebt. Im Moment hat sie sich erstmal entschieden, in den USA zu studieren – ein breit abgestütztes, aber sehr wohl kulturorientiertes Studium.

An welcher Ausstellung durften Sie eigentlich als junge Frau erstmals mitarbeiten?

Das war bei Ernst Fuchs im Jahr 1982. Mit Frau Christen, der damaligen Sekretärin meines Vaters, bin ich nach Wien gefahren und habe ihre Verhandlungen miterlebt. Dieser sehr nahe Kontakt mit dem Künstler hat mich unglaublich motiviert und inspiriert.

Sammeln Sie seitdem auch Kunst?

Mich berührt Kunst, zu der ich einen direkten Bezug habe. Weil ich den Maler kennen gelernt habe oder weil mir die Geschichte hinter einem Kunstwerk gefällt. Ich liebe besonders Schwarz-Weiss-Fotografie und wenn ich sammle, dann tendenziell Vintage-Prints.

Wieso Fotografie?

Ich bin kein bunter Mensch. Mir gefallen elegante, klare Farbwelten. Das Spiel von Licht und Schatten in der analogen Fotografie fasziniert mich. Die Fotografen sind damals in die Dunkelkammer gegangen und haben dort am Bild gearbeitet. So kommt die handwerklich-künstlerische Ebene dazu. Farben will ich nur sehen – und dann wieder vergessen. Wenn ich durch Indien reise, ist das ein unglaublicher Genuss. Ich brauche aber kein einziges Foto von dem, was ich gesehen habe. Was das Auge dort wahrnehmen kann, wird eine Momentaufnahme mit der Kamera nie wiedergeben.

Worauf wollen Sie einst zurückblicken können?

Wenn ich Notizen von meinem Vater finde, die ich noch nie gelesen habe, denke ich oft: Wir führen tatsächlich weiter, was ihm wichtig war. Ich würde gerne sagen können: Wir sind in Bewegung geblieben, wir haben unser Ziel nie aus den Augen verloren. Sind gerade, ehrlich, klar – auch in Krisenzeiten.

Hand aufs Herz. Sind die Stiftung und der damit verbundene Auftrag nicht auch eine Bürde?

Es gibt sehr wohl Nächte, da liege ich wach und frage mich: Ist es überhaupt möglich, mein Anliegen verständlich zu vermitteln? Oder: Schaffe ich es, dem Stiftungszweck gerecht zu werden? Doch ich stehe ja nicht alleine da. Ich habe ein sehr fähiges und auch wunderbar vernünftiges Team im Rücken. Die Sache selber inspiriert mich, ist mein täglicher Motor und bereichert mein Leben unverhältnismässig mehr, als die schlaflosen Nächte belasten.

Die nächste Ausstellung im November widmet sich dem «Scheitern». Ihr Rezept gegen Schiffbruch?

Eine meiner Stärken ist es wohl, auch Etabliertes zu hinterfragen: Ist es immer noch richtig? Wenn nein, was müssen wir tun? Man sagt mir Sturheit nach. Doch wenn man mich mit Argumenten von einer anderen Meinung überzeugt, kann ich blitzschnell umschwenken. Wir haben Fehler berichtigt und Krisen gemeistert, weil wir das die letzten 40 Jahre täglich so gelebt haben. Es ist wichtig, neugierig und offen zu bleiben. Und wissen Sie was?

Nein?

Das gefällt mir immer noch ungeheuer!



«So, wie die Mauern in der Abendsonne leuchten, denke ich an die deutsche Nordsee und ihre Klinkerbauten, an Strand und Strandkörbe.»





«Konsum und Spass trifft auf Kultur. Das Freizeitbad Alpamare ist ein ständiger Begleiter des Vögele Kultur Zentrum und doch könnte es inhaltlich nicht weiter entfernt sein.»

Die Ausstellung «Wer bin ich?» hat grosses Echo ausgelöst. Das Bulletin dazu regte viele Leser an, uns zu schreiben. Da war zum Beispiel die Geschichte über «Kuckuckskinder». Schon auf der Vernissage haben uns Besucher anvertraut: «Ich bin auch eins.» Woher man kommt, was man über sich weiss und was das Leben einzelnen Menschen abfordert, prägt Identität. Jeder Mensch ist einzigartig, und damit auch jede Lebensgeschichte. Unter den vielen Zuschriften hat uns eine besonders angesprochen: Heidrun West war Flüchtling, eine klassische Nachkriegsbiografie von Vertreibung, Ausgrenzung, Not. Sie erzählt ihre Lebens- und ihre Liebesgeschichte bewundernswert heiter. Nach Jahren der Odyssee ist sie in der Schweiz friedlich sesshaft geworden. Identität hat mit Heimat und Sprache zu tun – aber auch mit ganz viel mehr, wie ihre Geschichte so schön zeigt.

Wurzeln, die in Taschen spriessen

Heidrun West

Die Rosenstöcke waren nie so reich beladen wie dieses Jahr. Die Äste biegen sich unter dem Gewicht der vollen Blüten und verstreuen ihre Schönheit in diesen Morgen unseres 26. Ehejahres. Wir sind alle gewachsen. Jäten, Giessen, Düngen und Schneiden haben diesen tristen Boden in einen Garten verwandelt.

Ich bin keine geborene Gärtnerin. Und wenn ich auf den Beginn unserer Ehe zurückschaue, dann sehe ich einen kleinen Balkonkasten in Genf, aus dem blaue und weisse Petunien zaghaft ihre Kelche streckten. Ich verstand so wenig – von Petunien und Partnerschaft. Die Ehe war ein Rollenwechsel von der Tochter zur Ehefrau – eine Verschiebung von Verpflichtungen. Mir war nicht bewusst, dass ich mehr brauchte als einen Partner, dass ich nach einer Identität hungerte, in der ich mich wohl fühlen konnte. Aber zuerst musste ich lernen, wie man sät und welche Pflege Sämlinge benötigen, um aus ihnen starke Pflanzen zu machen. Denn nur Setzlinge mit starken Wurzeln überleben das Umpflanzen.

Meinen Wurzeln hingegen war stete Pflege versagt geblieben. Ich wurde im Sudetenland geboren, dem nordöstlichen Teil der jetzigen Tschechischen Republik, in Reichenberg. Ausgelöscht auf jeder Landkarte, basiert meine Existenz auf dem schwarzen Loch des «War einmal». Und doch sehne auch ich mich nach einem Stück Land, einem Stück Kulturerbe, das mir niemand streitig machen kann.

1946, ich war 14 Monate alt, kam für uns, das heisst für meine Grossmutter, meine Mutter und mich, der Aussiedlungsbefehl. Allen Besitz mussten wir zurücklassen, ausgenommen ein paar Sachen, die getragen werden konnten, und Reiseproviant. Meine Mutter setzte mich in den Kinderwagen und bettete all unsere Habseligkeiten und Schätze um, unter und auf mich. Es war Februar, die Strasse bedeckt mit Nassschnee und eisigen Furchen. Der Kinderwagen hoffnungslos überladen. Nicht weit von zu Hause brach die Achse. Ich frage mich noch heute, warum meine Mutter nicht mit zerbrach. Viehwagens standen bereit. Wir wurden verladen, die Türen vernagelt, abgeschoben. Zurück blieb die Erde, die Heimat war und jetzt nur noch unsere Toten beschützte. Zurück blieben die Häuser, die Gärten, das Rathaus, das Theater, die Denkmäler, die Fabriken. Als seelenlose Schalen wurden sie ihren neuen, anders denkenden, anders sprechenden Besitzern wahllos übergeben. Mit dem Abkratzen der deutschen Beschriftungen würde später auch der letzte Beweis ihres Ursprungs und ihrer Geschichte ausgelöscht werden.

Nach der Annexion des Sudetenlands durch Deutschland war mein Vater als Soldat eingezogen worden. Er wurde in Russland verwundet, kämpfte später gegen die Engländer und landete schliesslich als Kriegsgefangener in einem amerikanischen Gefängnis in Deutschland. Kurz vor unserer Aussiedlung war er entlassen worden und arbeitete auf einem Bauernhof. Durch Glück, Hartnäckigkeit, Fleiss, Beziehungen und Bestechung war es ihm ge-

lungen, unseren Transport ausfindig zu machen. So wartete er schon auf uns im Flüchtlingslager, als wir Süddeutschland nach einer siebentägigen Odyssee erreichten. Ein paar Wochen später wurden uns zwei Zimmer in einem Bauernhaus zugeteilt.

Als Kornlager gebaut, lagen die Räume oberhalb des Schweinestalls. Die Verbindungstür zum Haus wurde zugemauert und eine Holzstiege zum Hof hinunter gezimmert, damit wir mit unserer Gegenwart nicht das Haus beschmutzten. Die Stiege führte am stets offenen Fenster des Schweinestalls vorbei, und im Winter schlug sich die feuchtwarme Luft des Stalls als Eis auf den Stufen nieder. Der Weg zur Klohütte neben dem Misthaufen wurde so zu einem halbsbrecherischen Unterfangen. Scham mag jetzt auf meiner Haut brennen, aber als Kind blieb mir der Schmerz tieferer Vergleiche erspart.

Ich war vier, als mein sechs Monate alter Bruder an schwerem Durchfall erkrankte. Als «Schweine aus dem Sudetenland» wurden wir von der Türe des Arztes wegge- wiesen. Mein Vater organisierte einen Fünf-Tonnen Lastwagen, um meinen Bruder zum nächsten Krankenhaus, eine Stunde Fahrt, zu bringen. Er starb, als ihn meine Mutter der Krankenschwester in den Arm legte. Eine Infusion mit Salzlösung hätte sein Leben gerettet.

Als ich dann zur Schule kam, verstand ich bald, dass «Flüchtling» kein nettes Wort war. Ich wurde aber geschickt im Anpassen; lernte, mich immer so zu verhalten, dass ich nicht auffiel. Ich machte das Benehmen anderer zu meinem eigenen; ich sprach Schwäbisch, als wär' ich dort geboren. Aber ich lernte nicht, mich mit dem Pass, der mich als Deutsche auswies, zu identifizieren.

Kurz nach meinem elften Geburtstag fand mein Vater Arbeit in der Schweiz. Ich konnte mein Glück kaum fassen. «In der Schweiz gibt es keinen Krieg!», war mein erster Gedanke. Wir hatten eine richtige Wohnung, mit einer Toilette und einem Bad nur für uns, sogar Heizkörper gab es in jedem Zimmer. Welch ein Luxus, Welch ein Paradies! Dann kam mein erster Schultag. Ich wusste nicht, wie verschieden Schweizerdeutsch von Schwäbisch ist. Der Lehrer erzählte einen Witz, und alle ausser mir lachten. Ich hatte kein Wort verstanden. Ich fühlte mich ausgeschlossen, verloren. Und ich sass allein – weil

Deutsche «stanken». Plötzlich war es falsch, deutsch zu sein, derweil es in Deutschland falsch gewesen war, nicht deutsch zu sein. Im Geschichtsunterricht zeichneten wir das Schlachtfeld von Morgarten im Jahre 1315, aber für den letzten Krieg gab es noch keine sichere Version. Wenn ich meinen Eltern Fragen stellte, so spürte ich, wie ihre Narben aufrissen. Und ich wollte nicht, dass meine Mutter weinte.

Mit siebzehn verliess ich das Nest, um so weit zu fliegen, wie es meine Ersparnisse aus meiner ersten Arbeit erlaubten – nach Edinburgh. Dort lernte ich, dass mir Türen offenstanden, wenn ich sagte, ich sei aus der Schweiz, was geographisch gesehen ja auch stimmte, und meinen deutschen Pass verschwieg. Mein Englisch war auch zu beschränkt, um meine wahre Geschichte zu erklären. Also kam ich aus der Schweiz.

Um mein Französisch zu verbessern, suchte ich mir in Genf Arbeit. Nur lernte ich statt eines Franzosen «meinen Engländer» kennen. Meine Arbeitskollegin hatte mich zu einer Tanzparty eingeladen. Während mich die anderen jungen Männer mit Wein verführen wollten, brachte er mir Orangensaft. Er war schüchtern und sanft, seine Zurückhaltung reizte mich. Was uns am Anfang zueinander hinzog, war die Andersartigkeit. Es war spannend und aufregend, die Reaktionen des anderen nie im Voraus zu kennen. Durch ihn lernte ich, das Leben durch eine neue Brille zu betrachten, und was ich sah, gefiel mir. Schon bald wurde das Leben ohne meinen Engländer zunehmend bedeutungslos, und das Wort «Heirat» tauchte immer häufiger in unseren Gesprächen auf. Die Zeit war gekommen, dass ich seinen Eltern vorgestellt wurde.

Wir drückten uns in seinen roten Mini und fuhren nach Coventry zur «Inspektion». Ich wusste, seine Eltern hatten den «Blitzkrieg» durchgemacht. Sein Vater hatte sich mit blossen Händen durch die Trümmer gekämpft, dem Wimmern eines Babys folgend, das irgendwo darunter begraben lag. Das kleine Mädchen starb in seinen Armen.

Und da sass ich nun auf ihrem Sofa – eine junge Frau, deren Vater in Hitlers Armee gekämpft hatte – deren Flugwaffe Coventry verwüstet hatte. Die Worte aus ihrem letzten Brief standen im Raum: «Deine Absicht,

Heidrun zu heiraten, kam als ein wahrer Schock.» Ich öffnete meinen Mund kaum, in der Angst, ihnen mit meinem deutschen Akzent weh zu tun.

Ich trank Tee, obwohl ich Kaffee vorgezogen hätte. Ich ass die Sandwiches und den Kuchen, als die Wellen des Kanals immer noch in meinem Magen wogten. Müde von der langen Reise und der Anstrengung, einen guten Eindruck zu machen, war ich froh, als wir endlich schlafen gingen. Als Gast hatte ich das Privileg, das Bad als Erste benutzen zu dürfen. Was für eine Erleichterung, den Schmutz von 1000 km abzuwaschen! Und jetzt ins Bett, dachte ich. Doch als ich die Tür aufschliessen wollte, regte sich nichts. Ich rüttelte mit dem Schlüssel – nichts. Sollte ich vielleicht in der rosa Wanne schlafen? Ich wollte keinesfalls «ein Theater machen», etwas, das die Engländer als Verbrechen ansahen. Das Schlafzimmer meiner zukünftigen Schwiegereltern lag direkt neben dem Bad, das meines Verlobten etwas weiter entfernt. Ich versuchte nun, ihn zu rufen, ohne dass es meine Schwiegereltern hörten. Aber die Gesetze der Physik kennen keine Ausnahmen, und ehe ich mich versah, standen alle drei vor der Tür. Ich hörte die Stimme meines zukünftigen Schwiegervaters: «Wir müssen die Tür aufbrechen, das Schloss muss durchgerostet sein. Wir haben es seit Jahren nicht benutzt.» Füße und Fäuste hämmerten gegen das Holz, mit lautem Krach gab die Türe nach. Ich traute meinen Augen kaum: lachende Gesichter erwarteten mich.

Ganz zerknirscht über die Unannehmlichkeiten, die ich verursacht hatte, konnte ich ihr Lachen nicht teilen. Am liebsten wäre ich über den Kanal zurück verschwunden. Die trockene Bemerkung meines Verlobten: «Man kann dich wirklich nirgends hin mitnehmen», war auch nicht gerade erbaulich. Britischer Humor war etwas, das man mir mit den Regeln der Grammatik nicht beigebracht hatte. Alle – ausser mir – fanden die Situation furchtbar lustig. Gewohnt, Türen zu verschliessen, war ich in ein Haus gekommen, wo Schlösser unnötig waren. Trotzdem hatte gerade mein Verschliessen der Tür den unerwarteten Effekt, die weit wichtigere Tür der zwischenmenschlichen Verständigung aufzutun.

Scham und Schuldbewusstsein durchfluteten mich in den nächsten Tagen, als ich an Kriegsrüinen vorbeilief, in der ausgebombten alten Kathedrale stand und die neue

nebenan besuchte, die der vielen Opfer gedachte. Da ich im Sudetenland geboren war, einem Teil von Hitlers Reich, fühlte auch ich mich als ein Teil dessen, was die Zerstörung verursacht hatte. Mein Kopf war gesenkt.

Unser Besuch in Coventry hatte meine Schwiegereltern beruhigt, aber bald erlitten unsere Hochzeitsvorbereitungen einen anderen Rückschlag – diesmal kam er von meinen Eltern. Sie waren zwar sehr erfreut über meine Wahl und hatten meinen Verlobten auch schon liebgewonnen. Es hatte auch nichts zu tun mit der Tatsache, dass mein Vater im Krieg instruiert worden war, die Engländer als Feinde zu sehen. Es war nicht Vorurteil, sondern einfach die Angst, bei der Hochzeit der Tochter nicht dazuzupassen. Alle würden englisch sprechen, meinte meine Mutter – eine Sprache, die sie weder sprach noch verstand. Der Einwand meines Vaters war anderer Art: Er hatte einen englischen oder amerikanischen Film gesehen, in dem der Vater der Braut seine Tochter in einem höchst eigenartigen Schritt zum Altar führte. Nein, mein Vater war sich sicher: Er würde sich nicht lächerlich machen. Nach grosser Panik meinerseits und viel Bitten überwandten sie ihre Bedenken und machten mir die Freude, dabei zu sein. Zehn verschiedene Nationalitäten sassen um den Hochzeitstisch und verstanden sich bestens.

Durch meinen Trauschein erhielt ich das Recht auf einen britischen Pass. Ich schwor der Königin and Her Heirs Treue und gab acht, mich nicht zu versprechen, wie es unserer dänischen Freundin zum Vergnügen aller passiert war. Sie hatte das «H» in «Heirs» betont, was sich anhörte, als ob sie the Queen and Her Hairs gesagt hätte. Nein, wenn schon britisch, dann wollte ich es auch richtig machen. Mein Mann machte mir dann allerdings schnell klar, dass ich jetzt zwar britisch war, aber englisch würde ich dadurch nie werden. Nach 26 Ehejahren bin ich immer noch nicht englisch, aber es ist ein Scherz und keine Drohung. Unser zweiter Sohn, Michael, in Zürich geboren, hat auch einen britischen Pass, aber identifiziert sich gar nicht mit diesem Erbe. «Ich wurde in der Schweiz geboren, dies ist mein Zuhause, meine Freunde sind hier.» Irgendwann einmal wird er sich um die Schweizer Staatsbürgerschaft bemühen, auch wenn er dann zum Militärdienst verpflichtet ist. Anthony, der Erstgeborene, kam in Philadelphia auf die Welt. Wie Michael hat auch er nie in

England gelebt, dafür haben aber die fünf Jahre in den USA einen solch positiven Eindruck auf ihn gemacht, dass er sein Recht auf amerikanische Staatsbürgerschaft in Anspruch genommen hat und jetzt zusätzlich zu seinem britischen Pass den amerikanischen besitzt.

Mit der britischen Staatsbürgerschaft verlor ich das Anrecht auf meinen deutschen Pass. Aber ich ging noch einen Schritt weiter und verneinte meine deutsche Muttersprache; Englisch wurde und ist die Sprache, in der wir uns unterhalten, streiten und lieben. Damals war mir nicht klar, dass dies eine Ablehnung meiner Vergangenheit bedeutete. Diese Einsicht kam viel später.

Ich erinnere mich an den kostbaren Moment, als ich mit meinem Neugeborenen – Anthony – zum ersten Mal allein war. Durch die Mutterschaft kämpfte sich auch meine Muttersprache wieder in mein Bewusstsein. Ich fühlte diese Kette von Frauen hinter mir – meine Mutter, meine Grossmütter –, und ich war ein Glied in der Kette dieser deutschsprechenden Frauen. Englisch erschien mir plötzlich nicht mehr natürlich. «My sweet little baby» hatte auf einmal nichts mit meinem Kind zu tun. Aber deutsche Worte klangen ebenso falsch in diesen Wänden, die daran gewöhnt waren, ein englisches Echo zurückzugeben. Während der vier Jahre in Philadelphia hatte ich kaum deutsch gesprochen. Und wenn ich nun mit unserem Sohn deutsch sprach, nahm ich ihn dadurch nicht seinem Vater weg? Meine Mutterinstinkte waren stärker. Ich sang die deutschen «Wiegenlieder», die mir meine Mutter gesungen hatte, weil sich das gut und richtig anfühlte. Und mein Mann sang die englischen Lieder seiner Kindheit.

Ich lernte Humpty Dumpty kennen und Jaek Sprat who ate no fat, Rupert und Noddy. Später studierte ich Sozialgeschichte und Literatur des 19. Jahrhunderts und lernte auch die britische Poesie und Prosa des 20. Jahrhunderts kennen. Aber englischen Humor, den lernte ich nie. Mein Mann schreibt das der Tatsache zu, dass eines meiner Beine länger ist und sich dadurch besser ziehen lässt. (Wenn man auf Englisch jemanden hochnehmen will, so sagt man «I'm pulling your leg».) Ich kann bis heute noch nicht das Warnsignal in seiner trockenen Stimme erkennen; ich brause auf, bevor ich bemerkt habe, dass ich wieder einem seiner Scherze zum Opfer

gefallen bin. Ich bleibe, wie Piaget es nennt, ein «konkreter» Denker, eingemeisselt in die Fussstapfen meiner Vorfahren. Ich weiss nicht, inwieweit mein Deutschsein auf meinen Mann abgefärbt hat. Gewiss jedoch weder meine Selbstdisziplin (die er mit Sturheit oder pigness gleichsetzt) noch mein Ordnungssinn: Jeden Morgen begeben wir uns auf die Jagd nach seinen Auto- und Büroschlüsseln, seiner Magnetkarte, seiner Brieftasche. In diesem Punkt ist es eher umgekehrt: Auch meine Handtasche rangiert nun ab und zu auf der offiziellen «Verloren»-Liste.

Was sich geändert hat, dessen bin ich mir sicher, ist seine Art, mit Meinungsverschiedenheiten umzugehen. In seiner Familie gab es keinen Streit, keine lauten Wutausbrüche. Als sich unser erster Kampf abzeichnete, nahm er die Zeitung und fing an zu lesen. Ich stand vor ihm und liess alle Anschuldigungen, die ich je gelernt hatte, auf ihn niederprasseln. Keine Antwort. Nicht einmal ein Blinzeln mit den Augen. Das Einzige, was ich von ihm hörte, war das Rascheln des «Guardian». Ich holte meinen Mantel und verliess dramatisch die Wohnung; die Tür knallte ins Schloss. Draussen auf der Strasse – es war kalt und dunkel, meine Füsse getrieben von Wut – hörte ich ständig auf seine Fusstritte, die mir sagen würden, es täte ihm leid. Keine Schritte. Kein Ort, wo ich hingehen konnte. Langsam, sehr langsam lief ich zurück. Leise öffnete ich die Tür. Er las immer noch!

Wenn wir uns jetzt streiten, so höre ich seinen Vorwurf: «Du machst das immer», bevor ich überhaupt mein «jetzt hast du es wieder gemacht» einbringen kann. Wenn ich ihn wissen lasse, dass ich nicht taub bin, so schreit er zurück: «Ich schreie nie.» Aber er tuts trotzdem.

Mit den Jahren haben mich meine Schwiegereltern als ihre Tochter angenommen. Und umgekehrt sind sie meine «parents-in-love» geworden, wie meine Schüler so oft statt «parents-in-law» sagen. Mein Schwiegervater teilte seine Liebe fürs Gärtnern mit mir. Wir waren nie glücklicher, als wenn wir miteinander durch einen öffentlichen Garten spazierten, unsere Hosentaschen voller Samen und kleiner Stecklinge, die wir im Vorbeigehen mit unseren Fingern abknipsten. Mein Mann ging stets dreissig Schritte vor uns, beschämt, mit «Dieben» in Verbindung gebracht zu werden. «Stellt euch vor, wenn alle das täten!», warnte er

uns im Brustton der Entrüstung. Aber seine Worte verhallten im Wind. Wir wussten es besser. Wir wussten, dass es den Pflanzen gut tat. Ich habe immer noch viele Blumen in meinem Garten, die wir einst als Samen in unseren Taschen bargen. Jetzt, da mein Schwiegervater tot ist, versuche ich, seine Tradition weiterzuführen. Ich nehme die feinen Setzlinge mit der gleichen Sorgfalt in die Hände. Ich schneide die Rosen, teile den Rittersporn und den Phlox, mache Ableger von den Nelken, wie er es mir gezeigt hat. Ich pflanze Osterglocken in den Rasen und Bluebells unter Büsche, und manchmal denk ich sogar daran, die Geräte vor dem Winter zu reinigen und zu trocknen. Am Tag, als er starb, es war Ende März und die japanische Kirsche stand in voller Blüte, schnitt ich die Rosen und machte davon Stecklinge, wie er es Jahr für Jahr gemacht hatte, und setzte sie in die Nähe des Kirschbaums. Ein unerwartet grosser Anteil wurzelte gut an und entwickelte sich zu starken Rosenstöcken. Jedes Jahr tragen sie mehr Blüten – durchsichtiges Rosa, samtiges Schwarzrot, zerbrechliches Elfenbein, erfrischendes Apricot. Und alle tragen sie den gleichen Namen: «Grandad roses».

Mein Mann hingegen erbte nichts von dem Gartentalent seines Vaters. Als Wissenschaftler hat er seine eigene «binary method» entwickelt. Diese Methode unterscheidet zwischen Pflanzen, die mit dem Rasenmäher, und solchen, die mit der elektrischen Heckenschere geschnitten (eher «dezimiert») werden. Diese höchst effiziente, rationelle und wirksame Methode gab ihm mehr Zeit, sich wissenschaftlich profunderen Aufgaben hinzugeben. Was Gärtnern betrifft, so bin ich diejenige, die die englische Flagge zum Fliegen bringt.

Ich habe mehr als englische Kinderlieder von meinem Mann gelernt, mehr als Bodenkultur von meinem Schwiegervater, mehr als positives Denken von meiner Schwiegermutter. Sie haben mich Spass und Heiterkeit gelehrt und mir den Mut gegeben, mich lächerlich zu machen. Ich habe alles in den Sack «Identität» gesteckt – einen Sack, der trotz meiner 47 Jahre längst nicht voll ist.

Ich werde wahrscheinlich nie sagen können: «Dies ist meine Heimat, meine Stadt, mein Land.» Aber ich werde bestimmt einen schönen Garten haben – wo immer wir sind.

«Wurzeln, die in Taschen spriessen»
erschien in «Amors wilde Pfeile – Liebes- und Ehegeschichten zwischen den Kulturen»,
herausgegeben von Dianne Dicks, Verlag
C.H. Beck, München, 1993.

Weitere Informationen zu *Heidrun West*:
[www.colinwest.ch/Heidrun's Garten](http://www.colinwest.ch/Heidrun's_Garten)



«Schränke aus Gründerzeiten, viel Archivmaterial: Der tiefe Keller als eine Schatztruhe.»

«Keine Sorge, wird schon schiefgehen!»

Der Fehlerforscher Theo Wehner kuratiert unter dem Titel «Ein Knacks im Leben» die nächste Ausstellung im Vögele Kultur Zentrum. Im Gespräch erklärt er, warum Scheitern eine radikale Erfahrung ist.

Interview: Christine Loriol

Professor Wehner, Sie haben sich 30 Jahre lang mit dem Fehler, der Fehlerforschung und der Fehlerfreundlichkeit befasst. Warum gestalten Sie eine Kunst- und Kulturausstellung zum Thema «Scheitern»?

Ich wollte auch einmal versuchen zu scheitern... – Spass beiseite. In der Kompetenzausdehnung, in der Selbstüberschätzung, scheitert man ja bekanntlich. Ich habe mich lange mit dem Fehler befasst, aber das Scheitern ist eine andere Kategorie. Wer einen Fehler macht, also ein Ziel verfehlt, der erreicht eines, wenn auch ein anderes, als intendiert. Wenn ich mit einem Schiff losfahre, strande oder auf einer Sandbank auflaufe, komme ich nicht in den Hafen, zu dem ich wollte. Ich sitze fest und das Schiff bricht allenfalls auseinander. Diese Fahrt – und das ist auch die Wortherkunft – ist dann gescheitert.

Ach, scheitern kommt von Scheit, von Holzstück!? Das Schiff bricht auseinander...

Genau! Das Schiff zerscheitert.

Dann ist das Scheitern krasser als der Fehler. Es ist vernichtender, weil etwas zerstört ist.

Ganz genau. Ich kann natürlich die Sandbank freischaufeln und weitersegeln. Das ist möglich. Und ich kann sogar das anvisierte Ziel noch erreichen. Aber der ursprüngliche Plan wird im Scheitern erst einmal jäh unterbrochen. Das Scheitern ist existentieller, radikaler. Wer das Ziel verfehlt, ärgert sich vielleicht kurzfristig. Wer scheitert – etwa wenn er mit seinem Unternehmen in Konkurs geht, kann nicht sofort weitermachen. Das Scheitern verlangt andere, meistens ja auch finanzielle Massnahmen, um es auszugleichen und um wieder den Mut zum Neuanfang zu finden.

Lässt sich das Scheitern damit auch weniger auf andere projizieren oder verdrängen?

Nun, wer urteilt denn? Das ist die Frage. Scheitern ist – gemäss Duden – grammatikalisch ein schwaches Verb. Aber es ist psychologisch ein starkes, hartes Urteil. Und ausserdem: Wer urteilt eigentlich mit? Wenn ein Paar sich scheiden lässt, wer sagt was dazu? Wo ist der Austra-

gungsort dessen, was hier als gescheitert beurteilt wird? Es kann ja sein, dass ich in einer Ehe noch Hoffnung hatte. Oder der Partner. Oder die Kinder. Wer ist dann aber gescheitert? Wir würden heute wohl sagen: die Ehe. Die beiden Personen sind hoffentlich nicht gescheitert. Bei einem Konkurs ist es häufig so, dass die Bank das festlegt. Etwa in dem sie keinen Kredit mehr gibt, während ich selbst als Unternehmer noch eine Chance gesehen hätte.

Warum haben Sie zusammen mit dem Team des Vögele Kultur Zentrum das Kuratorium dieser Ausstellung übernommen?

Ich arbeite an der Fehlerfreundlichkeit und brauche eine fehlerfreundliche Kultur oder wenigstens eine Kultur, die fehlertolerant ist und den Fehler nicht tabuisiert. Das ist es, was ich in die betriebliche Lebenswelt und vielleicht auch in die Gesellschaft bringen wollte. Der Begriff der «Fehlerfreundlichkeit» wird zwar freundlich aufgenommen, aber das ist auch schon alles. Es gibt nun zurzeit eine enorme Bereitschaft, über das Scheitern zu reden. Das Verb «scheitern» wird sehr häufig benutzt, genauso übrigens wie das Wort «Erfolg». Das Wort ist im Gebrauch und gleichzeitig auch ein Tabu. Warum? Es wird sogar auf alles Mögliche ausgedehnt. Ich hatte Studierende, die nach einer verpatzten Prüfung in die psychologische Beratung kamen und sagten: «Mein Studium ist gescheitert.» «Woran machst du das fest?», fragte ich. «Ich habe in Thermodynamik eine Drei geschrieben.» – «Aber du hast doch nur eine Drei geschrieben! Wie kannst du darin gescheitert sein?»

Wie erklären Sie sich das?

Es hat mit unserer Leistungsgesellschaft zu tun. Wir sind nicht nur eine Leistungs-, sondern eine Erfolgsgesellschaft. Scheitern meint dann: Es ist mir versagt, Erfolg zu haben.

Sind wir so binär geworden?

Wenn etwas nicht Erfolg hat...

... dann ist es gescheitert. Und das Scheitern muss jetzt obendrein auch noch gewandelt werden. Ich muss gescheitert werden durch das Scheitern. Wir sollen lässig

scheitern, richtig scheitern, grandios scheitern. Die Menschen wollen das Scheitern enttabuisieren, darin liegt durchaus etwas Ernstes. Aber es geschieht auch eine Umdeutung. Wie kann ich den Misserfolg zum Erfolg wenden? Indem ich mich stelle und daraus hoffentlich Widerstandskräfte für den nächsten Schritt gewinne. Aber ob das in der Selbstinszenierung gelingt? Da bin ich sehr skeptisch. Der Tesla-Gründer war mit Paypal sehr erfolgreich, aber zuvor viermal bankrott. Damit ist er erst in die Öffentlichkeit gegangen, nachdem er mit Paypal Erfolg hatte. Er ist ein Unternehmer durch und durch. Ein erfolgreicher Scheiterer und noch erfolgreicher im Wiederanfangen.

Jetzt gibt es für das Scheitern auch einen Erfolgszwang!

Das Scheitern für sich alleine genommen ist immer noch negativ. Und ob die Gläubiger aus dem ersten Konkurs alle gut entschädigt wurden, wissen wir nicht. Ratgeber heissen mittlerweile «Richtig scheitern». Auch das Scheitern soll man jetzt erfolgreich beherrschen.

Mit gescheiterten Kunstwerken eine Ausstellung zu machen hätte wohl null Reiz?

Unser Arbeitstitel hiess «Scheitern & Co.» – und zwar in dieser Flapsigkeit. Was ist das «& Co.»? Das sind die Fehler, die Irrtümer, das Pech, die Pannen. Alle Texte, die über grandioses oder lässiges Scheitern berichten, erzählen viel mehr über Fehler oder Fehlschläge. Auch wenn diese in der Summe zum Scheitern führen können. Ich will, dass für den Begriff wieder ein gewisser Respekt entsteht. Es kann kein Lebensmotto sein, richtig, lässig oder grandios zu scheitern. Scheitern kann passieren. Und dann ist es wichtig, dass wir eine gesellschaftliche Situation vorfinden, die es nicht anprangert.

Was machen Sie als Kurator daraus? Was hat die Kunst zum Scheitern zu sagen?

Das Vögele Kultur Zentrum greift etwas auf, das in der Gesellschaft virulent ist. Mich hat das gereizt. Auch in den Vorlesungen habe ich gerne mit Beispielen aus der Kunst gearbeitet. Kunst inszeniert das Scheitern oder bildet es ab – aber perfekt. Was ist denn überhaupt eine richtige Darstellung? Der Künstler hat keine Grenzen. Er kennt Richtig und Falsch nicht im selben Sinne wie wir.

Doch das Scheitern gelingend darzustellen, ist grosse Kunst. Auch in der Literatur, im Film.

Sie und Ihre Frau Ulrike haben zusammengearbeitet. Wie ging das?

Sie kennt das Fehlerthema seit 30 Jahren und ist selber Künstlerin und Pädagogin. Sie übermalt beispielsweise auch Bilder. Manchmal kommt sie nach Hause und sagt: «Heute habe ich eins versaut.» Was heisst das? Was tut sie? Sie malt weiter und geht am nächsten Morgen genauso ins Atelier wie am Tag zuvor. Oder sie fängt ein neues Bild an. Der Künstler hat den Wunsch, sich auszudrücken, und rechnet selbstverständlich mit Widerständen. Er macht weiter; von den Malblockaden einmal abgesehen. Das ist es, was wir uns im Alltag häufig nicht erlauben können, aber versuchen sollten.

Müssten wir uns, wenn wir über unser Leben nachdenken, mehr Zeit geben? Und sagen: «Es ist dann fertig, wenn es fertig ist, und nicht, wenn ich mit 30, 40 oder 50 etwas Bestimmtes noch nicht erreicht habe?»

Was uns fehlt, ist Bescheidenheit. Wenn ein Student aus dem zweiten Semester mit einer Drei in Thermodynamik kommt und sagt, sein Studium sei gescheitert, müsste man ihm sagen: «Sei bescheiden, du fängst gerade an zu studieren!»

Wir hängen die Dinge zu hoch?

Wir oder die Eltern oder die Hochschullehrer, wenn sie sagen: «60 Prozent bestehen diese Prüfung beim ersten Mal nicht.» Das ist brutal. Dass jemand bei einer Aufgabe versagt hat, besagt nicht, dass er ein Versager ist. Das wurde in der Vergangenheit aber so impliziert. Davon müssen wir wegkommen. Sich davon ein Stück zu lösen, ist Aufgabe jeder humanen Intervention in die Gesellschaft.

Werden wir scheitern, wenn wir nicht von diesem Erfolgstrip herunterkommen?

Das glaube ich in der Tat und wäre froh, ich würde mit der Aussage scheitern.

Dann nimmt der innere Stress noch zu, bis uns am Schluss das Burnout rettet...

Das ist ein Etikett, mit dem man mittlerweile passabel leben kann. Auch wenn man später wenigstens noch ein Buch darüber schreiben muss...

Damit Sie unter dem Strich nicht zu souverän wirken, muss ich aber schon noch fragen: Ist der Theo Wehner auch schon mal gescheitert?

Tja... Also ich habe sicher viele Fehler gemacht, wie alle. Ich bin seit 40 Jahren mit Ulrike zusammen, und wir haben uns auch gefragt: Warum sind wir eigentlich nicht gescheitert? Ich hatte beispielsweise den frühen Wunsch, mit ihr alt zu werden. Das hat das Scheitern ein Stückweit verunmöglicht. Ich musste ja erst mal warten, bis wir alt waren. Was kann sonst scheitern? Grosse Projekte? Die kann man in den Sand setzen. Oder vermässeln. Ich kann anfangen, innehalten, weitermachen. Das habe ich in meinem Leben erfahren.

Halten Sie es für ein Glück, dass Sie nicht schiffbruchmässig gescheitert sind?

Ja, auch. Es hat nichts mit Souveränität zu tun oder damit, das Leben voll im Griff zu haben. Der «Knacks» ist übrigens ein interessanter Begriff in diesem Zusammenhang. Wenn eine Beziehung oder ein Projekt gescheitert ist, fragen sich hinterher viele, wo gab es den ersten «Knacks». Ulrike und ich fragten uns, wie wir über diesen hinweggekommen sind. Denn unsere Ehe hatte sicher irgendwo einen Knacks. Was einen Knacks hat, muss aber nicht unbedingt auf dem Scheiterhaufen landen.

Was kann man tun?

Widerstandsfähigkeiten braucht es. Man geht über viele Stationen durchs Leben und lernt. Es geht ums Weitermachen. Auf das Tun-Können kommt es an. Leben ist anfangen, innehalten, weitermachen. Und beim Scheitern gilt das in besonderem Masse. Das müssen wir uns klar machen, ohne das Scheitern zu heroisieren und zu inszenieren. «Schöner scheitern» ist kein Motto. Also wirklich überhaupt keins!

Sollte ich Ihnen jetzt für die Ausstellung etwas anderes wünschen als «viel Erfolg»?

Sagen Sie doch einfach: «Keine Sorge, wird schon schiefgehen!»

Die Ausstellung zum Thema Scheitern unter dem Titel *Ein Knacks im Leben* beginnt am 20. November 2016 im Vögele Kultur Zentrum in Pfäffikon SZ.

Theo Wehner (*1949) ist Psychologe, emeritierter Professor für Arbeits- und Organisationspsychologie der ETH Zürich und Gastwissenschaftler an der Universität Bremen. Die Fehler- und Sicherheitsforschung war und ist einer seiner Tätigkeitsschwerpunkte. Er lebt mit seiner Frau Ulrike in Zürich.

Christine Loriol (*1960) ist Journalistin in Zürich. Zusammen mit Theo Wehner arbeitet sie an einem Interview-Buch mit dem Arbeitstitel *Das Gute am Fehler*. www.christineloriol.ch



«Hier herrscht die Ruhe vor dem Sturm: Kino, Aufführung, Konzert!?»



021 6.037.11



«Ich mag grafische Strukturen. Die Lamellen, die Decke, die Linien.
Und dennoch gleitet der Blick in die Ferne.»

Poetische Streifzüge

Die verwunschenen Fotografien von Mara Truog lenken den Blick auf scheinbar Belangloses. Sie dokumentieren leise, dass ein Ort voller Geschichten und Lebensspuren ein kostbares Geschenk der Zeit ist.

«Meine Fotografien sind von einer Arbeit in unserem Familienhaus im Engadin inspiriert – der Chasa Gronda. Über Jahrzehnte sammelten Eltern und Kinder und deren Kinder dort Sachen an. Ich liebe es, die Schubladen aufzumachen, in Schränke zu schauen und immer wieder etwas zu entdecken, das ich noch nicht kenne.

Auch das Vögele Kultur Zentrum ist so ein Haus mit Geschichte, wenngleich ein nicht ganz so altes. Ich hatte carte blanche für meine Fotografien und durfte stöbern und verweilen. Ich habe mehrere Tage im Haus verbracht und bin auf Streifzug gegangen, um meinen Blick zu schärfen für Spuren, die sonst keine Betrachtung bekommen: Eingestaubte Archivboxen, auf denen frische Fingerabdrücke zu sehen sind, weil ein Mitarbeiter dort vielleicht vor kurzem etwas herausgenommen hat. Oder ein Gegenstand, irgendwo zufällig abgestellt, der aber offensichtlich nicht an diesen Platz gehört. Mich reizen Dinge, denen die Besucher und auch die Mitarbeiter selten Beachtung schenken. Dahinter stand der Gedanke, dass sich meine Arbeit absetzen soll von den bestehenden Bildern des Hauses. Denn im Vögele Kultur Zentrum wird oft fotografiert: Menschen bei den Vernissagen, das Gebäude für Architekturinteressierte, die Ausstellungen und Kunstwerke zur Dokumentation. Entsprechend verzichtete ich auf Menschen in den Bildern, sondern zeige nur ihre Spuren. Die Bilder sind auf Grund der geringen Tiefenschärfe sehr fokussiert und brechen mit den Regeln der Architekturfotografie, auch wenn ich der Architektur viel Raum in meinen Bildern gebe.

Unschärfe und Lichtspiele schaffen Intimität und die Sehnsucht nach einer Zeit, die vergangen ist und noch in uns nachklingt. Ich habe meine Sujets nicht geplant, sondern diesen Ort als Spielwiese genutzt, auch was die Technik betrifft, und digital und analog fotografiert. Die Möglichkeiten des begrenzten Ortes inspirieren mich. Es ist ein Eintauchen, ein konzentrierter Zustand, in dem die Sujets auftauchen. Beim Vögele Kultur Zentrum bin ich in die Tiefen des Gebäudes eingetaucht, bis mich ein Motiv angesprochen hat.

Fotografie gibt mir einen Grund, in eine fremde Welt einzutauchen und Geschichten von Häusern und Menschen nachzuspüren. Denn jede Geschichte ist einzigartig.»

Mara Truog (*1977) bildete sich in London und Zürich als Fotografin aus. Seit 2002 arbeitet sie als freischaffende Fotografin mit dem Schwerpunkt Porträt- und Reportagefotografie. Mit «chasa gronda lavin» oder «femmage» hat sie sich einen Namen gemacht. 2016 gewann Mara Truog den Swiss Press Photo Award in der Kategorie «Porträt».

Wir feiern!

Ausgewählte Bilder aus Mara Truogs Fotoserie, die anlässlich des 40-Jahr-Jubiläums des Vögele Kultur Zentrum entstanden ist, zeigen wir in diesem Bulletin. Die Fotografin erkundete Ausstellungsräume, Kunstdepots, Keller und Büros, ja sogar das Dach. Die Bilder werden im Rahmen einer poetisch kleinen Sonderausstellung vom 20. November 2016 bis 26. März 2017 im Mezzanin des Vögele Kultur Zentrum gezeigt. Die zeitgenössischen Arbeiten ergänzen historische Dokumente und Bildmaterial aus dem Archiv.

Das Vögele Kultur Zentrum feiert am Sonntag, 27. November 2016:

Podiumsgespräch

Wegbegleiter und Insider erzählen.

Rundgang mit Mara Truog

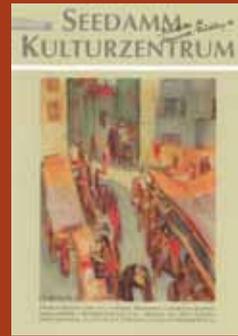
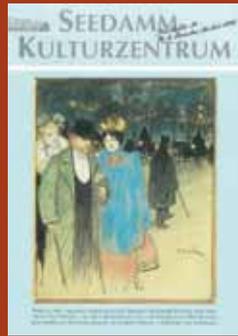
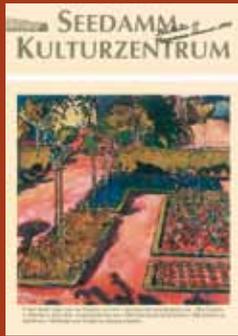
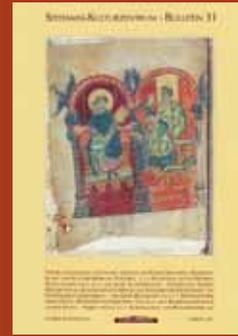
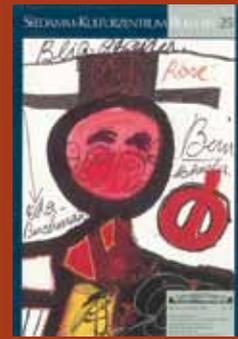
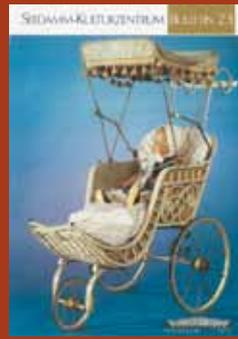
Die Fotografin verrät, was man auf ihren Bildern nicht sieht.

Künstlergespräche

Lieblingswerke

Stiftungsrat und Mitarbeitende des Vögele Kultur Zentrum zeigen ihre Favoriten aus der Sammlung des Vögele Kultur Zentrum.

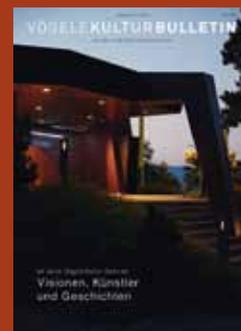
Am 27. November 2016 gilt der Eintrittspreis wie vor 40 Jahren. Das detaillierte Programm finden Sie im nächsten Bulletin und ab Mitte Oktober 2016 auf www.voegelekultur.ch.







Ausgabe 100/2016



VÖGELEKULTURZENTRUM

www.voegelekultur.ch

Pfäffikon SZ

